Sprachpolitisches

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **15 (1959)**

Heft 3

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

zu lesen — es gibt genug komplizierte. Jeder Versuch zur Aufbauschung aber, ob wissenschaftlich oder weltanschaulich oder politisch oder journalistisch, trägt dazu bei, die „säkuläre Inflation" des Wortes weiterzutreiben, genau so, wie jede Preis- und Lohnerhöhung die des Geldes fördert. Und um Aufbauschung handelt es sich hier. Die Zeitungsredaktoren, diese Ritter des Rotstifts, nennen es „Zeilenschinden". Was aber bei einem armen Schmock, der von seiner Feder lebt, vielleicht entschuldbar ist, darf es nicht sein, wo wissenschaftliche Ansprüche gestellt werden und wo es allein ums Wissenschaftliche, ums Sachliche geht. Sachlichkeit! Sachlichkeit! Und vor allem in der Sprache. Das heißt meistens nichts anderes als anspruchslose Kürze.

Es gibt, nach Gottfried Benn, heute nur noch zwei „verbale Transzendenzen: die mathematischen Lehrsätze und das Wort der Kunst. Alles andere ist Geschäftssprache, Bierbestellung".

Unser Beispiel hat nichts mit Transzendenz zu tun; es ist schlichte Bierbestellung. Ich bin vielleicht in solchen Dingen komisch, aber ich ziehe es immer noch vor zu sagen: „Fräulein, ein Helles!", anstatt: „In der Annahme, die sich im wesentlichen, aber nicht ausschließlich, auf das Fehlen eines Ringes, des traditionellen Symbols der Ehe, am vierten Finger Ihrer rechten Hand stützt, wobei selbstverständlich diese meine Arbeitshypothese noch der Bestätigung durch die einschlägige Literatur (Personalausweis, Paß, Zivilstandsregister) bedürfte, in der Annahme also, daß Ihnen die Bezeichnung ‚Fräulein' rechtlich einwandfrei zusteht, aber auch, wenn sie es nicht tun sollte, möchte ich Sie ersuchen, mir ein drei Deziliter nicht übersteigendes Quantum..." undsoweiter undsoweiter, undsoweiter. *Philipp Wolff-Windegg, „BN"*

Sprachpolitisches

Ist das Tessin gefährdet?

Der Luganer Korrespondent der „Nouvelle Revue de Lausanne", M. Riboni, hat kürzlich in dieser angesehenen Waadtländer Tageszeitung über die Frage der sprachlichen Gefährdung des Tessins berichtet, und zwar unter dem Titel „Wie steht es um die baldige ‚Verdeutschung' des Tessins?" (Qu'en est-il de

la „Germanisation" prochaine du Tessin?). Schon der Umstand, daß er das Wort „Germanisation" selbst in Anführungszeichen setzt, verrät dem Leser andeutungsweise, daß die Antwort auf diese Frage anders, als vielleicht erwartet wurde, lauten wird. Einleitend sagt Riboni: „Entgegen den SOS-Rufen von Zeitungen, die zwar anscheinend dem Tessin wohlgesinnt sind, aber in ihrem Urteil öfters durch allzu oberflächliche Informationen irregeführt werden, müssen wir erneut betonen, daß die Landschaften und Orte mit unverfälscht südlichem Laut und tessinischem Antlitz bei uns immer noch Legion sind." Im Hauptteil führt er dann unter anderm näher aus — was eigentlich bekannt sein sollte, aber doch allzu oft übersehen wird — daß die vielzitierte Überschwemmung des Tessins mit Deutschschweizern eine im wesentlichen harmlose und unvermeidliche Begleiterscheinung des Ferienbetriebes sei, jenes Fremdenverkehrs, der das wirtschaftliche Glück des Tessins darstelle. Die Verhältnisse einiger vereinzelter Fälle am Langensee bezeichnet er als „komisch, aber nicht beunruhigend" (situation démographique drôle, mais non troublante). Anknüpfend an ein mahnendes Wort von Bundesrat Motta, wiederholt Riboni gegen den Schluß hin die Titelfrage und die Antwort in folgenden bündigen Sätzen: „Besteht gegenwärtig Anlaß zur Befürchtung, daß das Tessin ‚germanisiert' wird? *Nein,* ganz gewiß nein." (Y a-t-il lieu, momentanément, de craindre „la germanisation" du Tessin? *Non,* certainement non.)

Riboni ist überzeugt, daß das Tessin seine „Italianität" auch in Zukunft wahren kann, wenn die Assimilation der Zuwandernden gewährleistet bleibt. Als Hauptmittel befürwortet er nun aber die Obligatorischerklärung des Italienischunterrichts in der ganzen übrigen Schweiz für alle Sekundarschulen. Gegen die Durchführung dieses Vorschlages müssen sich jedoch die ernstesten Bedenken erheben. In unserem Zeitalter der Technik und der weltweiten Verflechtung von Industrie und Handel unter angelsächsischer Führung ist die Kenntnis des Englischen — der „vierten Landessprache", wie man es scherzhafterweise, aber nicht ohne tiefere Bedeutung, manchmal schon nennt — für einen Großteil unserer Jugend von lebenswichtiger Bedeutung. Kann man unsern Sekundarschülern, den Gymnasiasten und den angehenden Technikern zu der bereits schweren fremdsprachlichen Last — Französisch als zweite Amtssprache und Englisch als vielfach unerläßliche Weltsprache — noch eine weitere Fremdsprache zumuten? Wo bliebe dann, so muß man fragen, an unsern deutschschweizerischen Mittelschulen die schon jetzt kärglich genug bedachte Muttersprache? Wo bliebe die seelische Beheimatung in der eigenen literarischen Kultur, in dem, was uns ebenso teuer ist und sein soll, wie den Schweizern italienischer Zunge die „italianità"? *h.*

Wie es ein Welschschweizer sieht

Der Berner Korrespondent „Civis" des „Courrier de Genève" hat kürzlich einige Betrachtungen über das Verhältnis der Sprachen in der Schweiz angestellt, die es verdienen, diesseits der Saane beachtet und bedacht zu werden. Sie folgen hier auszugsweise in Übersetzung:

„Wenn sich der Welschschweizer in die deutsche Schweiz begibt, so gelangt er im Süden nach Brig, in der Mitte nach Bern und Biel und im Norden nach Basel als der ersten deutschsprachigen Stadt. Das war aber nicht immer so. vor einigen Jahrhunderten war Sitten deutschsprachig und auch Freiburg war — wie es schon aus dem Namen hervorgeht — eine Stadt und ein Staat in dem Deutsch die Amts- und Volkssprache war. Wohl sprach man im Norden, im Neuenburgischen und in der Gegend von Pruntrut, französisch; aber die eine dieser Landschaften gehörte zu Preußen, die andere zum Fürstbistum Basel. Die Scheidelinie zwischen dem Französischen und Deutschen hat sich also nach Osten verschoben.

Zieht man die Tatsache in Betracht, daß das bereits zweisprachige Biel zusehends französisiert wird und daß die französische Sprache auch in Bern recht fest Fuß faßt, so darf man annehmen, daß dieses Vordringen des Französischen noch kein Ende hat. In diesen Ortschaften bilden sich, wie man sagen könnte, eigentliche Brückenköpfe. Einer davon ist die französischsprachige Schule in Bern, die von den in der Bundesstadt wohnenden Welschschweizern gegen alle Widerstände aufrechterhalten wird. Sie scheinen nun auch auf finanzielle Hilfe von Seiten der Eidgenossenschaft rechnen zu können, noch bevor der Kanton und die Stadt Bern die Schule eines Tages als öffentliche Einrichtung anerkennen werden.

Angesichts dieser Entwicklung ist man in Bern einigermaßen beunruhigt: Historiker und Ethnologen beharren darauf, daß Bern eine deutschsprachige Stadt sei und bleiben müsse. Und diese Erhaltung des angestammten Charakters ist einer der Gründe, warum die Stadt und der Kanton die französischsprachige Schule nicht unterstützen wollen. Weitere Herde der französischen Sprache sind in Bern, Basel, Zürich und Luzern entstanden, wo sich die Welschschweizer unter kulturellem oder religiösem Zeichen sammeln."

Nach dieser Lageschilderung, mit der der Verfasser, wie er sagt, die welsche Schweiz beruhigen will, die sich gerne über die drohende Germanisierung und das erdrückende wirtschaftliche Übergewicht der alemannischen Schweiz beklage, beleuchtet er noch das sehr verschiedenartige Verhalten der Deutschschweizer im Welschland und der Welschschweizer in der deutschen Schweiz. Jenen bescheinigt er, daß sie sich rasch auch sprachlich anpassen, so daß schon die von den Kindern der Zugewanderten gegründeten Familien gänzlich welsch („entièrement romand") seien. Von diesen schreibt er:

„Der Welschschweizer, der sich jenseits der Saane niederläßt, paßt sich weniger gern an. Er will im allgemeinen der Sprache und der Kultur nach französisch bleiben. Zu diesem Zwecke zieht er es vor, nur in welschschweizerischen Kreisen zu verkehren, gründet nötigenfalls französischsprachige Vereinigungen, sorgt für französische Bücher, besucht französische Filme und eilt beifallsfreudig zu den von Wandertruppen gebotenen französischen Theatervorstellungen. Er nimmt auch wenn irgend möglich nur eine Sprachgenossin zur Frau und hält seine Kinder an, wenigstens zu Hause französisch zu sprechen."

Und die Schlußfolgerung:

„So erklärt es sich, daß die Waage ziemlich ausgeglichen bleibt, obwohl viel mehr Deutschschweizer im Welschland wohnen als Romands jenseits der Saane. Jene verwandeln sich eben rascher in Welschschweizer. Die weniger zahlreichen französischen Schweizer in der deutschen Schweiz hingegen bleiben vielfach als fruchtbare Keime französischer Kultur im alemannischen Land erhalten." *h.*

Zehn Minuten Sprachkunde

Der arme Genitiv

„Wir standen am Ufer des Main —", begann Balduin seinen Bericht., „— des Mains meinst du", unterbrach ich ihn. „Warum des Mains?" fragte Balduin erstaunt. „Meiner Meinung nach genügt ‚des Main' völlig. Man bildet doch auch Formen wie: des Neckar, des Rhein, des Nil, des Vesuv, des Brocken, des alten Berlin und so weiter." — „Leider", sagte ich. „Und wenn du so etwas Formen nennst, dann muß ich dir in aller Form erklären, daß das keine Formen mehr sind, sondern nur noch Formeln. Es gibt nämlich noch immer ein Genitiv-s in der deutschen Sprache. Als wir das in der Schule lernten, wußten wir allerdings nicht, daß man in der Welt vor allem wieder verlernen muß, um etwas zu gelten. Ich frage dich: Was hat uns das Genitiv-s getan, daß wir so tun, als kennten wir es nicht mehr? Warum läßt man es gerade bei den geographischen Begriffen so beharrlich weg? Glaubt man, diese bedürften seiner nicht? Weit gefehlt. Erdkundliche Namen müssen gebeugt werden. Wir sagen und schreiben also: des Mains, des Neckars, des Rheins, des Nils, des Vesuvs, des Brockens, des alten Berlins und so fort. Aber auch andern Wörtern sollte man dieses ‚s' nicht vorenthalten. Immer wieder liest man: des Barock, des Schah, des Maharadscha, des Radio, des Saturn und so weiter. Das ist falsch. Richtig ist: des Barocks, des Schahs, des Maharadschas, des Radios, des Saturns."

„Richtig", sagte Balduin, „jetzt erinnere ich mich; ich werde in Zukunft danach verfahren. Wie ist es nun aber, wenn irgendwelche Titel in Anführungsstriche gesetzt sind. Darf man dann auch beugen?" — „Man darf nicht nur, sondern man soll sogar. Es heißt zum Beispiel nicht: die Rolle des ‚Hauptmann von Köpenick' oder gar: die Rolle des ‚Der Hauptmann von Köpenick', sondern die Rolle des ‚Hauptmanns von Köpenick', nicht die Aufführung des ‚Salzburger Große Welttheater', des ‚Barbier von Sevilla', sondern die Aufführung des ‚Salzburger Großen Welttheaters', des ‚Barbiers von Sevilla' und so fort. (Im Dativ entsprechend: Ouvertüre zu den ‚Meistersingern', in Goethes ‚Venezianischen Epigrammen'.) Ein Aberglaube ist es, daß das, was in Anführungszeichen steht, nicht gebeugt werden dürfe. Oft genug bekommen wir Briefe mit der Aufschrift: Redaktion des ‚Tagesspiegel' oder gar: Redaktion des ‚Der Tagesspiegel'. Diese Ehrfurcht vor den Stri-